Zeitschrift: Pädagogische Monatsschrift für die Schweiz

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 4 (1859)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abhandlungen.

Eine Ansicht über Stenographie.

(Vom obern Möhlinbach.)

Der Entschluß, rücksichtlich der Stenographie auch ein Wort mitzusprechen, kam bei uns durch den in Nr. 23 der „Rauracia", Beilage zur neuen Frickthaler-Zeitung, enthaltenen Aufsatz „Ideale Anschauungsweise der Stenographie" zur gänzlichen Reife. Zwar keine Feinde der Idealität, so lange dieselbe innert den Grenzen der Wahrscheinlichkeit sich zeigt, können wir nicht umhin, dieselbe anzugreifen, wenn sie zur übertriebenen Unwahrheit wird, zumal zu dem Zwecke, mit glänzenden Farben angethan eher Absatz zu finden. Doch was zu brillant leuchtet, schadet den Augen und entbehrt gewöhnlich des innern Gehalts nach dem Sprichwort: „Außen fix, innen nix." —

Ohne jedoch mit Etwas weitläufiger uns beschäftigen zu wollen, das für jeden ruhigen Denker und Leser als ungerathenes „Schmetterlingsgeflatter" sich darstellt, weil das Resultat der Gedankenbrut den unzweideutigen Charakter einer unglücklichen „Metamorphose" an sich trägt; gehen wir zur Sache selbst über, um so weit möglich in stenographischer Kürze den realen Vortheil und Nachtheil der Stenographie zu entziffern. —

Auf die Frage, welchen Nutzen bringt die Stenographie? gibt der genannte Aufsatz zur gefälligen Auswahl Zweierlei an: „1) Der Stenographie „ist es gelungen, den Menschengeist gewissermaßen äußerlich zu beflügeln, in„dem durch sie die menschlichen Ideen eine fliegende Gestalt angenommen haben." Dadurch ist ja der berühmte Nürnbergertrichter, alle Phantasiethätigkeit, das Brief-, Post- und Telegrapheninstitut und jedes übrige menschliche Verkehrsmittel überflüssig geworden; denn die Stenographie bringt auch stagnirendes Denken in Fluß, beflügelt die gewonnenen Gedanken, die Ideen fliegen einher, eine Gedankenassekuranz wird nothwendig, damit einem die Störche Nichts wegschnappen. — Wem aber dieses nicht beliebt, dem verspricht man „2) einen „geistigen Communismus, welcher die entferntesten Menschen in freundschaft„licher Gesinnung einander zu nähern sucht." Das ist Alles sehr schön und wünschenswerth, denn es macht alle widrigen Morallehren überflüssig, weil durch Stenographie die Menschen unfehlbar in „freundschaftlicher Gesinnung" sich genähert werden und sogar die entferntesten, als ob sich die stenographir-

ten Briefe einer andern Spedition zu erfreuen hätten als die übrigen? Ach ja, sie fliegen! — Doch das ist Alles zu ideal und deshalb Nichts. —

Wir behaupten aber, an der Stenographie an und für sich gibt es gar nichts Ideales, denn der Stenograph hat nichts Anderes gethan, als für etwas Reales, d. h. hier für bestehende Schriftzeichen, wieder etwas Reales, d. h. Schriftzeichen, gesetzt. Und erst aus der Betrachtung des Verhältnisses dieser zweifachen Schriftzeichen zu einander nach allen möglichen Gesichtspunkten können Vor- und Nachtheile der Kurzschrift resultiren und nicht etwa aus idealer Träumerei. Fragen wir nun aber nach den wirklichen Vortheilen derselben, so werden sich solche herausstellen:

1) Rücksichtlich des Zeitaufwandes. Doch sind auch diese nur relative, d. h. es kann erst dann Zeit erspart werden, wenn es der Stenograph zur höchsten Fertigkeit im Schreiben und besonders im Lesen des Geschriebenen nach längern Zeiträumen gebracht hat, so daß er nicht sofort zur Uebertragung in die Buchstabenschrift genöthigt wird. Ist aber keine Zeit zu solcher Uebung nothwendig? —

2) Rücksichtlich des Schreibmaterials. Diese werden um so größer sein, je wichtiger das Ersparniß an Material selbst ist. Doch wie viel wird man an einer Sache ersparen, welche selbst nicht viel kostet? —

3) Wird man aber der Erleichterung wegen viel mehr Dinge aufschreiben, um sie für die Nachwelt aufzusparen. Doch in unserm schreibseligen Zeitalter dürfte dieses nicht so nöthig sein, indem ein großer Theil der nach jetziger Schreibweise verfaßten Literatur nicht einmal für die Gegenwart, geschweige denn für die Zukunft von Interesse ist. — Einen Vortheil der Stenographie aber in einem dadurch erleichterten Verkehre der Menschen unter sich und in einer hiedurch entstandenen größern Annäherung der Individuen zu suchen: heißt doch gewiß nichts Anderes, als annehmen, Spedition und die der Spedition zur Beförderung übergebene Waare seien ein und dasselbe, ferner, die Kurzschrift sei geeignet, die persönliche Lethargie des Individuums aufzuheben, dann, stenographirte Briefe seien von der Möglichkeit, in einem Briefkasten liegen zu bleiben, enthoben ꝛc. ꝛc.

Indem wir die früher angegebenen Vortheile der Stenographie, an denen sich zwar noch Gewichtiges markten ließe, dennoch als wirkliche stehen lassen; wollen wir auch nicht versäumen, folgende Frage zu beantworten: Welche Nachtheile muß die Stenographie im Gefolge haben? Und darauf antworten wir:

1) Die Kurzschrift führt vom Standpunkte der Wissenschaft aus betrachtet zur Oberflächlichkeit, und dabei dürften wir, wenn es wissenschaftlich gerechtfertigt wäre, nur auf die früher zitirte Abhandlung als Muster verweisen. Die viel verachtete Buchstabenschrift gibt, weil sie so viel Zeit erfordert, jedem Schreibenden Gelegenheit, das, was er zu schreiben beabsichtigt, noch einmal

wohl zu überdenken. Das kann beim Fluge der „Schmetterlingsschrift" unmöglich geschehen, abgesehen davon, daß überhaupt Alles das, womit der Mensch umgeht, einen bedeutenden Einfluß auf seinen Charakter auszuüben im Stande ist. Möchte das Leichte der angeführten Schriftweise nicht allzu leicht zur Leichtfertigkeit im Allgemeinen führen? Doch wenn wir auch davon absehen, so dürfen wir doch an der Thatsache mit Entschiedenheit festhalten, daß der „Gedankenflug" nicht allen Menschen verliehen ist und somit die Stenographie mit ihrer Schnellfixirung dem weitaus größten Theile als etwas höchst Ueberflüssiges dasteht. Das Wichtigste ist aber doch gewiß immer der Gedanke! —

2) Die Stenographie verdrängt die mit so vieler Mühe erworbene Buchstabenschrift, welche allein einen wissenschaftlichen Charakter an sich trägt, weil nur durch sie im geschriebenen Worte die Laute des gedachten Wortes, also des Denkbegriffes, richtig, genau und gegliedert dargestellt werden können. Dem Worte seine Lautzeichen nehmen und statt derselben Zeichen setzen, welchen wohl im Allgemeinen auch Laute, aber keine artikulirten, d. h. ins kleinste Detail gehende, zu Grunde gelegt werden können, aus denen wie aus Elementen die Sprache gebaut ist; heißt das nicht, die Sprachwissenschaft ihres Fundamentes berauben, und die Wissenschaft überhaupt ihrer ebenbürtigen Aeußerungsform und ihres so trefflich stehenden Anzuges entblößen, um sie der Mode und deren herrschendem Dünkel preiszugeben? Ueberhaupt muß hier darauf gehalten werden, daß wissenschaftliche Darstellungsform nicht mit bloßer Malerei verwechselt werde. Maler aber nennen wir sowohl denjenigen, welcher z. B. einen Vogel mit seinen zwei Flügeln und Federn, als auch den, welcher einen solchen mit zwei stenographirten Hühnerfüßen darzustellen im Stande ist.

3) Wird sich dabei auch eine Verflachung und Laxität der Orthographie, wie sie bis jetzt angestrebt wurde, unfehlbar einschleichen. Was wird man sich um die einzelnen Lautzeichen kümmern, wenn man den einzelnen Laut nicht zu fixiren begehrt. Zumal würden sich bei allgemeiner Einführung die Primar- und Sekundarschüler nicht mehr um eine andere Orthographie bekümmern als um diejenige, welche die Stenographie vorschreibt und welche jedenfalls geeignet sein muß, der Willkürlichkeit des Individuums großen Vorschub zu leisten. Wann wird aber, was so wünschenswerth wäre, zumal die deutsche Sprache eine, was man sagt, fertige werden; wann werden die Deutschen zu einer einheitlichen Orthographie kommen, wenn der Willkürlichkeit neuerdings Thor und Riegel geöffnet wird? —

4) Auch vom Standpunkte der Aesthetik aus betrachtet muß man der Buchstabenschrift unbedingt den Vorzug geben. Denn wohl wird Niemand geneigt sein, eine Schreibweise, deren einziger Charakter es ist, keinen Charakter zu besitzen, schöner zu finden als die jetzt in allen Schulen mit so großem Erfolge gepflegte Currentschrift. Oder soll auch diese von der Neuzeit gemachte

Errungenschaft den Hühnerfüßen geopfert werden? Was aber im letzten (und vorletzten) Decennium und zwar bis in die untersten Klassen der Gemeindschulen im Schreibunterrichte geleistet wurde, das kann z. B. derjenige gewiß gut beurtheilen, welcher auf einem Postbüreau die Militärkorrespondenzen vom Jahre 1847 mit denjenigen zu vergleichen Gelegenheit hat, welche gegenwärtig von unsern Soldaten aus dem Engadin oder Tessin kommen. — Doch man wird uns entgegnen, was frage ich nach der Schönheit einer Sache, wenn sie nur praktisch ist. Einverstanden, aber wenn wie bei der Schrift das Praktische und Schöne vorzugsweise zusammenfällt? Ferner wenn sich das Eine nicht einmal durchgehend als praktisch erweist? weil

5) die Kurzschrift keine Garantie bietet und also in keinem Falle zu Akten oder überhaupt zu Schriften von einiger Wichtigkeit verwendet werden dürfte. Denn wenn bei der gegenwärtigen Buchstabenschrift Fälschungen schon genugsam vorkommen, wie um so mehr und häufiger müßten sie bei einer Schrift ohne bestimmten Charakter vorkommen, wo man z. B. durch bloße Haar- und Schattenstriche Sinnesunterscheidungen bezweckt? Wenn man es für gut gefunden hat, in Urkunden statt Ziffern die entsprechenden Zahlennamen zu setzen, so wird man um so weniger die vielgerühmte Kurzschrift dazu anwenden wollen, welche nie so viel Garantie bieten könnte als Ziffern. —

Obschon wir noch eine ziemliche Anzahl pädagogischer Nachtheile aufführen könnten, die aus der Betrachtung der Stenographie und ihrer Folgen gegenüber dem ersten Schulunterricht, gegenüber dem von Vater Pestalozzi aufgestellten Elementiren, gegenüber sonst häufig eintretenden Begriffsverwirrungen, besonders aber rücksichtlich der so wichtigen Gedächtnißkultur, worauf wir hier noch ganz besonders glauben aufmerksam machen zu müssen, hervorgehen, so beschränken wir uns für jetzt auf das Angegebene mit dem Vorbehalte, auf jene zurückzukommen, wenn sich die Kurzschrift in unsern Schulen einzubürgern drohte, wie es zum Theil schon in aargauischen Bezirksschulen mit großer Befürwortung der Herren Lehrer stattgefunden hat. —

Vergleichen wir nun noch schließlich das **pro et contra** der frühern Angaben, so wird daraus sich leicht ergeben, für wen und wozu die Kurzschrift tauglich, für wen und zu was sie aber untauglich zu sein scheint. — Sie wird sich eignen für Kaufleute, die zeitraubende Correspondenzen zu besorgen haben, deren Ausdrucksweise bereits stabil geworden und so zu sagen eine fertige ist. Sollte sie aber auch bei diesen einige Verwirrung hervorrufen, so wird sich die Wissenschaft darum wenig zu bekümmern haben. Sie wird ferner gebraucht werden können zu Briefen in freundschaftlichem Verkehre, und da werden sich besonders die Damen, welche gern lange Briefe schreiben, derselben zu befleißen haben. Ebenso wird sie sich empfehlen zur Tagbuchführung und Reisenotizen. — Aber von wissenschaftlichen Arbeiten und amtlichen Schrei-

ben, an denen auch Andere Theil zu nehmen bestimmt sind und die überhaupt als schriftliche Denkmäler und Urkunden aufbewahrt werden, ist sie aus den angegebenen Gründen fern zu halten. Wir sind aus eigener Erfahrung nicht einmal der Ansicht, daß sich der Besucher akademischer Vorlesungen derselben bedienen und dieselbe deshalb erlernen soll, für welchen sie doch sonst so sehr empfohlen wird; denn demjenigen, der einigermaßen mit der Buchstabenschrift umzugehen gelernt hat und dabei überhaupt für das Verständniß akademischer Vorträge reif genug ist, dem ist es auch möglich den Vortrag schriftlich zu verfolgen, zumal sich einige wenige Abkürzungen der ganz gewöhnlichsten Worte wie von selbst geben. Für den „Kollegienschwänzer" aber ist die Kunst der Stenographie um so verderblicher, weil er mit dem Troste schnell „nachgeritten" zu haben, zu noch häufigerm „Schwänzen" veranlaßt wird. Jeder Student wird aber auf ein ordentlich geschriebenes Collegienheft stolz sein und es gerne zur Hand nehmen. Was wird er aber thun, wenn er darin lauter Hühnerfüße findet? Wie viel Zeit würde er aber mehr brauchen, um das Stenographirte daheim mit ordentlichen Buchstaben wieder zu geben? Würde er sich vielleicht je dazu verstehen? Wird sich aber ein Schriftsteller der Kurzschrift bedienen? Gewiß schon im Interesse der Wissenschaft überhaupt nicht, dann ist aber auch im Allgemeinen anzunehmen, daß derjenige, welcher nicht gerne Buchstaben schreibt, auch zum Stenographiren nicht aufgelegt sein wird. —

Wir wollen zwar gegen die Kurzschrift keinen Kreuzzug predigen, sind auch sonst jedem Fortschritte auf geistigem und materiellem Boden befreundet; aber einen Fortschritt, der noch so viele Nachtheile im Gefolge hat, überhaupt mehr den Anstrich des Luxuriösen als des Nothwendigen darbietet, können wir unmöglich mit so großem Pompaste begrüßen, wie es neuestens geschehen ist. Jedenfalls wären wir ganz entschieden dagegen, die Stenographie jemals in den Schulen und zwar sowohl den untersten, als auch den obersten (hier aus ganz besondern noch nicht angedeuteten Gründen) obligatorisch oder nur bedeutend protegirend einzuführen; denn hier wirkt sie, was Gründlichkeit und Gedächtnißkultur betrifft, gewiß höchst nachtheilig. — Wer klettern lernen will, wird sich einen geraden und schlanken Stamm, nie aber einen Zwergbaum aufsuchen; denn hat er jenen mit Leichtigkeit zu ersteigen gelernt, so wird es ihm nur ein Spaß sein, auch diesen zu besteigen. Ist ein Büblein in seiner Jugend aber nur auf Gartenzwergen herumgerutscht; so wird es den Gipfel des Tannenbaumes nie erreichen, vielleicht aber von „Schwindel" ergriffen halbwegs herunterstürzen und nicht geringen Schaden nehmen. Doch die Zeit wird lehren. — Den „anhaltenden Frühling", welchen sich die Stenographie selbst wünscht, mögen wir dem „fliegenden Schmetterlinge" wohl gönnen, aber wir trachten darnach, ein gerichtliches Verbot zu erwirken, welches ihm nicht gestattet, an gewissen Orten seine Eier abzulegen! — **H.**

Wie muß der Gesangunterricht beschaffen sein, wenn er die ästhetische und Gemüthsbildung bei der Jugend wahrhaft fördern soll?

Von J. Koch, d. Z. Lehrer am Waisenhause in Zürich.

Daß die Verstandesbildung allein nicht die wahre Bildung des Menschen sei, darüber ist man nachgerade einig, und daher strebt man nunmehr darnach, daß Verstand und Gemüth zugleich erfaßt werden; mit andern Worten: nach jener Bildung, die dem Kinde den Sinn verleiht, den das Wort „humanitas" so treffend als das dem Menschen Eigene bezeichnet. Demgemäß hat man denn auch — namentlich im letzten Decennium — neben der intellektuellen Bildung auch die Bildung des Gemüthes sehr stark betont. Freilich ist im letzten Jahrzehnt diese „Gemüthsbildung" recht „gemüthlich" erörtert worden, so daß es Einem bald zum Eckel wurde, all das Zeug zu lesen. Denn was ist nun das Resultat aller dieser weitläufigen Erörterungen in Büchern und pädagogischen Zeitschriften — größeren und kleineren? „Daß (allerdings) die Gemüthsbildung häufig zu kurz gekommen sei, aber nicht durch allzugroße Ausbildung der Erkenntnißseite, sondern gerade dadurch, daß diese intensiv nicht genug gesteigert wurde. Es wurde auf der Grundlage der Beneke'schen Psychologie klar bewiesen, daß die Ausbildung des Gemüthes Hand in Hand gehen müsse mit der Ausbildung der intellektuellen psychischen Gebilde, daß sich das Gemüth an und mit der Erkenntnißseite entwickelt. Es wurde gezeigt, daß, wenn die intellektuellen Gebilde in den niedern Formen, in Anschauungen stehen bleiben, allerdings dem Gemüth wenig Nahrung zugeführt werde, daß aber, wenn die Erkenntnißseite gesteigert werde und die intellektuellen psychischen Gebilde gleichsam zu Begriffen sich krystallisiren, auch dem Gemüth reichliche Nahrung zugeführt werden kann. Wenn der Schüler sich mit Ruhe in den ihm vorgeführten Gegenstand versenken und denselben recht vielseitig anschauen und betrachten kann; wenn nicht mit allzugroßer Hast ihm andere Gegenstände zur Betrachtung vorgeführt werden: dann wird sein Gemüth angeregt und gestärkt." Ich mache absichtlich diese kleine Abschweifung, um von vornherein darzuthun, wie ich mich zu diesen neuen Bestrebungen stelle. Doch nun zu unserem Thema zurück!

Nach meiner Meinung muß auch jeder Gesanglehrer vor Allem suchen, über die Frage mit sich in's Reine zu kommen: „In welchem Verhältniß steht die ästhetische Seite des Unterrichts zur Gemüthsbildung?" Das „Gemüth" ist nichts Anderes, als die Einheit im menschlichen Wesen, wo alle einzelnen „Kräfte" zusammenkommen, Vernunft und Sinnlichkeit sich berühren; wo nicht mehr das Denken als solches, oder das Empfinden als solches, einseitig angeregt ist; sondern wo der ganze Mensch als Mensch,

d. h. in seiner sinnlich-vernünftigen Natur fühlt. Das Gemüth ist also nicht diese oder jene Richtung des Geisteslebens, nicht ein einzelnes Vermögen, wie es in der Abstraktion festgehalten wird — also weder „Wille" noch „Gefühl", sondern es ist Alles zusammen, wie es sich innerlich ausgeglichen hat." Das aber eben ist auch der ästhetische Standpunkt. „In der Empfindung des Schönen" nämlich „verschmilzt die sinnliche Seite des Menschen mit der moralischen und intellektuellen, d. h. keine ist für sich, sondern jede durch die andere zusammen angeregt." Ist die Seele menschlich erregt, so ist sie ästhetisch erregt, d. h. „leiblich und geistig, sinnlich und vernünftig zugleich" . . . Eben dieses rein menschliche Interesse soll der Unterricht erzeugen, der in's Gemüth dringt; darum ist die Forderung eines solchen die direkte Forderung eines ästhetischen." Derjenige Gesangunterricht also, der auf ästhetische Bildung absieht, wird auch gemüthlich anregend sein und umgekehrt.

Was bedeutet aber der Begriff „ästhetisch"? Gar häufig geschieht es, daß man „ästhetisch" mit „schön" verwechselt. Das Wort „ästhetisch" . . . bezeichnet den Zustand, in welchen der Geist durch das schöne Objekt versetzt wird. Ein Gemälde wirkt ästhetisch auf den Beschauer ein, weil es schön ist. Schön ist die objektive Eigenschaft, ästhetisch die Wirkungsweise, wie sie sich im Subjekte manifestirt. Da nun aber dies Schöne nicht vorhanden ist, ohne das Verhältniß zum Subjekt, dem ein Objekt schön erscheint, und der ästhetische Zustand vorzugsweise durch den schönen Gegenstand hervorgerufen wird: so werden beide Ausdrücke promiscue (vermischt) gebraucht. Man sagt „ästhetische Darstellung" für „schöne Darstellung", weil man das ästhetisch Wirksame darunter denkt . . .; aber man kann nicht sagen: „Er hat schönen Sinn, schönes Gefühl, für ästhetischen Sinn, ästhetisches Gefühl, wohl aber Sinn für das Schöne; denn hier tritt der Unterschied zwischen dem Subjektiven und Objektiven zu Tage." Daß also der Geist selbst ohne einen schönen Gegenstand in einen ästhetischen Zustand versetzt werden kann, leuchtet ein: er darf diesen nur freithätig unter einen ästhetischen Gesichtspunkt bringen. (Im Innern Ruhe und Einheit bei äußerer Verwirrung und Disharmonie; bei aller Hingabe an die äußern Eindrücke Rettung und Darstellung der eigenen Freiheit; das ist die ächte ästhetische, gemüthliche Stimmung.) „So lange eine Kraft einseitig angestrengt wird, ist das Gleichgewicht der Seelenkräfte aufgehoben und dasselbe wird erst dann wieder hergestellt, wenn das Objekt der einzelnen Kraftäußerung zur Substanz des Seelenlebens geworden, in Fleisch und Blut verwandelt ist." Wenden wir das auf den Gesangunterricht an, so folgt daraus: Wenn der Schüler noch im Erkennen eines „Liedes" begriffen ist, so ist ihm dieses nur ein Aeußeres. Der Unterricht muß es nun

dahin zu bringen suchen, daß der Schüler mit seinem innersten Selbst darein eingehe oder umgekehrt, daß das „Lied" in sein innerstes Selbst eingehe, daß diese zwei in einander aufgehen. Wir haben also hier eine absolute Durchdringung von Objekt und Subjekt; denn das Gegenüber bleibt ganz flüssiges Ineinander. Ein sinnliches Gefühl, eine äußere wohlbehagliche Stimmung aber soll das „Lied" nicht wecken, sondern jenes Gefühl, das in näherem und nächstem oder in entfernterem Sinn einen ethischen Kern hat.

Nun erst kann zu der Frage übergegangen werden: „Wie muß der Gesangunterricht beschaffen sein, um ästhetisch und gemüthbildend zu wirken?"

Derjenige Gesang ist also von vornherein nicht gemüthbildend, der in der bloßen Nachahmung durch das Gehör besteht — es ist das noch ein roher, mechanischer Naturgesang —: sondern er muß sich erheben zum selbstbewußten Singen. Somit kann es nicht derjenige Gesangunterricht sein, der das „reine" Singen ganz unterläßt und nur das „angewandte" Singen übt; denn das führt nie zum selbstbewußten Singen. Nur wenn beides in innigster Wechselverbindung mit einander steht, kann das erreicht werden. Die Kraft, welche für den reinen Ton verwendet wird, kommt dem Liede zu gut; denn je sicherer die Technik gewonnen wird, desto schneller wird auch jedes Tonstück gelernt, und je weniger Hemmung und Störung in der Ausführung eines Tonstückes eintritt, je weniger der Kunstanschauung des singenden Individuums geraubt wird, desto mehr dringt auch das Gesungene ins Herz; desto mehr ergreift auch der Inhalt in ganzer Fülle das Gemüth.

Um einen ästhetischen und folglich gemüthbildenden Unterricht zu ertheilen, muß man folgende 4 Punkte berücksichtigen:

1) Man strebe darnach, eine volle, biegsame Stimme von hinreichendem Umfang heranzubilden;

2) man suche den Schülern eine Fertigkeit im Lesen der Tonschrift und reine, sichere Intonation beizubringen;

3) man gewöhne sie an deutliche und reine Aussprache des Textes und an Ausdruck im Vortrag desselben im Ganzen;

4) man nehme Melodien und Texte, welche wirklich einen poetischen Werth haben.

Natürlich wird sich die Schule nur mit den elementarischen Anfängen begnügen müssen; aber um so mehr sollte man denn auch erwarten dürfen, daß innerhalb dieser Grenzen das Mögliche geleistet wird.

Eine volle, biegsame Stimme von hinreichendem Umfang kann man bei verhältnißmäßigen Anlagen erhalten, wenn man die Schüler immer wieder die Skala auf den Vokal a erst piano, dann mezzo forte und dann forte singen läßt; dabei müssen die Töne fest, aber nicht schreiend ergriffen werden. „Auch

bei dem schwachen Singen muß die Stimme immer sicher und bestimmt, ohne an den Tönen herumzuschweifen, einsetzen." Ebenso übe man das gleichmäßige Anschwellen und Abnehmen einzelner Töne (messa di voce < >). Auch das Staccato- und Legato-Singen ist eine sehr gute Uebung zur Bildung eines vollen und doch biegsamen Tones. Bei allen diesen Uebungen aber müssen Mund und Zähne der Singenden gehörig geöffnet und die Kehle nicht zusammengepreßt sein. Eine sehr wichtige Uebung ist ferner auch das Singen in halben Tönen (chromatische Leiter u. s. w.); dadurch nämlich wird nicht nur das Ohr reiner gestimmt, sondern auch die Stimme erhält einen gewissen Schmelz. Was den Umfang der Stimme anbelangt, so nehme der Lehrer immer diejenige Tonlage, welche den Organen des Kindes angemessen ist und erzwinge auf keine Weise weder das zu hohe noch das zu tiefe Singen. Namentlich muthe er den Altstimmen nicht zu, höher zu singen als es dieser Stimme überhaupt möglich ist; denn das ist sowohl für die Brust als auch für die Stimme äußerst nachtheilig.

Oben wurde gesagt, wenn ein Gegenstand ästhetisch auf uns einwirken solle, so sei es nothwendig, daß wir uns nicht passiv an denselben hingeben dürfen, sondern unsere eigene Freiheit retten müssen. Die Passivität der Hingabe an ein Lied wird nun aber dadurch vermindert, daß wir die Töne in der Notenschrift fixiren. Diese ermöglicht allerdings ein freies Ueberschauen des Ganzen und ist daher tüchtig zu üben; gleichwohl aber ist das Notenlesen nicht das wahre, den rechten Eindruck gebende Verhalten: das Lied kommt hiebei nie ganz zu derjenigen Existenz in der Phantasie des Singenden, die es eigentlich haben soll und will. Das Tempo, die verschiedene Betonung und Tonstärke einzelner Stellen, der Fluß des Ganzen und der Theile, der lebendige Zusammenhang an jedem einzelnen Punkt: dies Alles geht dem Leser mehr oder weniger verloren und er verliert auch dadurch immer etwas am vollen Eindruck, daß die nachbildende Thätigkeit der Phantasie durch die Verstandesthätigkeit des fortwährenden Umsetzens der Tonzeichen und Tonvorstellungen gehemmt ist. Nur öfteres Lesen und Vortragen ist im Stande, alle diese Mängel auszugleichen, indem durch Wiederholung eine so innige Bekanntschaft mit dem einmal gesungenen Liede sich bildet, daß man am Ende auch den ganzen vollen und lebendigen Eindruck hat, den sonst das passive Hören gewährt. Aber auch dies kommt nur dadurch zu Stande, daß die allmälig erworbene genaue Kenntniß des Liedes die dem Aufnehmen hinderliche vollständige Selbstthätigkeit beim Lesen oder Vortrag mehr und mehr entbehrlich macht und so dem empfänglichen Verhalten Raum geschafft wird.

Die deutliche und reine Aussprache des Textes ist beim Singen sehr wichtig. Zur Erreichung derselben wäre vielleicht folgendes Verfahren nicht ungeeignet:

1) Uebung der Vokale — sprechend und singend;

2) Zweifache Lautverbindungen.

a. Die Cosonanten stehen als Anlaute. (In diesem Falle müssen sie mit dem folgenden Vokale auf einmal ausgesprochen werden.) Bei diesen Uebungen könnte man vielleicht auch die Solmisation geschickt anbringen (do, re, mi, fa, sol, la, si, do; — sol wäre zu singen so-l).

b. Die Consonanten stehen als Auslaute, z. B. a=ch, i=ch.

3) Dreifache Lautverbindungen (z. B. Bu=ch, Ta=g).

4) Die Umlaute; wäre bei uns weniger nöthig, als z. B. in Süddeutschland.

5) Die Diphthonge: au, sing a-u, z. B. A=ug, scha=u, tra=u;
ai und ei; z. B. drei sing drä=i; zwei sing zwä=i:
eu und äu; z. B. scheu, sing schä=u u. s. w.

6) Uebung des c (bald z und k), z, x und q.

7) Die Consonanten=Vermehrung: möglichst schnell deutlich und rein zu sprechen. (Ist st und sp Anlaut, dann singe man „s" wie „sch"; ist es Auslaut, so muß das „s" ganz rein ausgesprochen werden.)

8) Bei einfachen mehrsilbigen Wörtern ist zu merken, daß die sog. „tonlosen" Endungen el, em, en, ez im Gesang nicht verschlungen, sondern deutlich, aber weiter hinten ausgesprochen werden müssen, immerhin aber mit schwächerem Ton, als die Hauptsilbe und zwar so, daß sie sich zu dieser in Hinsicht des Accentes etwa verhalten, wie der schlechte Takttheil zum guten in der Musik. Indessen darf daraus nie »al, am, an, ar« werden. Auch setzt man im Gesang immer nach Sprech=, nie aber nach Sprachsilben ab, also Va=ter und nicht Vat=er ꝛc.

Den wenigsten Gesanglehrern fällt es ein, die Mehrzahl auch der bessern hält es für überflüssig, Etwas für das vorhergehende Verständniß des Textes zu thun. Eine Folge dieser Vernachläßigung ist, daß die meisten Dilettanten und selbst Viele, die sich für Meister halten, uns Singstücke vortragen, deren Worte ebenso gut in der Sprache der Südsee=Insulaner gedichtet sein könnten. Höchstens wird scharf vokalisirt; aber an eine Aeußerung des dichterischen Verständnisses ist fast nie zu denken, und doch soll auf dieser — wo nicht der Text der Composition unwürdig ist — die Hälfte der Wirkung beruhen. Man sollte also, so lange es nöthig ist, der Gesangstunde eine logische und ästhetische Lektion vorausgehen lassen, und erst wenn der Schüler weiß, was er singt, sollte er beginnen dürfen. Die Ausführung muß bis auf das letzte Detail vollendet werden, und ehe die letzte Ungleichheit des Tons, des Athems, der Aussprache beseitigt ist, muß der Lehrer unerbittlich bleiben. Dafür werden auch die Schüler eine edle, warme, reine Kunst des Gesanges erhalten. Daß man bei alle dem die Sache aber

doch nicht auf die Spitze treiben darf, brauche ich wohl nicht erst noch zu bemerken. Aber gar keine Erklärungen geben, sondern es dem Zufall überlassen, wie ein Singstück auf das kindliche Gemüth wirke, das ist dann das andere Extrem und ist weit entfernt von einem „gemüthlichen" Unterricht. — Ob ferner der Text in der Weise maßgebend sein soll, daß man nach jedem Unterscheidungszeichen absetze, lasse ich billig hier ununtersucht; ich für meinen Theil gestehe, daß ich, wie bisher, nach Pausen absetzen lasse. Ich will ein Beispiel für beide Manieren angeben. Es ist das Lied Nr. 49 vom „Synodalheft": „Vater, ich rufe dich!"

Alte Schule: Vater, ich rufe dich! (Pause).

Neue Schule: V. 1. Vater (Pause), ich rufe dich! (Pause.)

V. 4. Gott (Pause), dir ergeb ich mich! (Pause.)

Nachdem nun von der Behandlung der Wort- und Tonsprache gesprochen worden ist, so möge nun schließlich noch ein Wort über den Text und die Melodie selbst folgen. Beide sollten wirklich poetischen Werth haben und wie aus Einem Gusse sein. Das ächte Lied scheidet sich eben nicht in Text und musikalische Begleitung, als in zwei verschiedene Theile, sondern der Hauch, der unmittelbar aus dem Gemüth dringend das Wort umweht, muß sich zum Tone verdichten. Das Vorwiegende ist aber keineswegs der Sinn des einzelnen Wortes, vielmehr die Stimmung, aus welcher das Wort hervorgeht: der Componist hat nicht den Beruf, eine Begleitung zu dem Liede zu dichten, sondern die ursprüngliche musikalische Stimmung, wie sie des Dichters Wort in sich gebannt hält, wieder aufzufinden und durch den Ton zu befreien. Die Worte bilden hier nur die Vermittlung zwischen der unsichtbaren innern Musik des Gemüthes und der lauten, hörbaren; gerade deßhalb aber müssen sie mit dem Tone ganz eins, und der Ton gleichsam nur eine Erweiterung des Textes sein. Auf solche Lieder nun muß der Lehrer sein Augenmerk richten. Einen der schönsten Stoffe hiezu bieten ihm aber unsere Volkslieder dar. Sie sollen in der Schule gehegt werden; kann ja doch das Volk hier mit vollstem Rechte sagen: „Sie sind Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein." Aber nicht alle Volkslieder eignen sich auch für Schullieder. Namentlich möchte ich hier auf einen Umstand noch aufmerksam machen, mit dem man es nach meinem Dafürhalten immer noch zu leicht nimmt. Man untersetzt nämlich den Volksmelodieen andere Texte und will so wenigstens noch die Melodie retten, z. B. der schwäbischen Volksweise „Jetzt gang i an's Brünnele, trink aber net" das Göthesche Liedchen „Es rauschet das Wasser und bleibet nicht stehn"; der schwäbischen Volksweise „Muß i denn, muß i denn zum Städtele n'aus und du, mein Schatz, bleibst hier" das Lied von Hoffmann von Fallersleben: „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön" u. s. w., u. s. w. Nun habe ich wirklich selbst schon erfahren müssen, daß

wenn man Volksweisen mit solchen untersetzten Texten singen läßt, die Kinder gar bald auf den wahren Text kommen. Das wäre nun freilich in unsern hiesigen Schulen mit schwäbischen Volksweisen nicht wohl zu befürchten; allein das kommt hier gar nicht in Frage, da es sich einfach um Aufstellung eines Prinzipes handelt. Ich würde nur solche Volkslieder wählen, und thue es auch, bei denen ich Melodie und Text mit gutem Gewissen geben kann. Singen die Schüler dann im spätern Leben gleichwohl solche Lieder, nun, so hat das am Ende auch nicht viel zu sagen; singen sie ja doch die meisten Menschen zu einer gewissen Zeit gern, oder hören sie dieselben doch auch nicht gerade ungern; daß man aber nicht allzulange in solche Stimmungen versetzt bleibt, dafür sorgt die Prosa des Lebens schon. Aber die Schule soll nach meiner unmaßgeblichen Meinung wenigstens nicht die nächste Veranlassung zu so Etwas geben: sie hat höhere Aufgaben.

Mittheilungen über den Zustand und die Entwickelung des schweizerischen Schulwesens.

Das Schulturnen in der Schweiz*).

Nicht ohne einige Zufriedenheit dürfen die Freunde des Turnens auf all' das zurückschauen, was in der Schweiz seit bald 60 Jahren für das Turnen gethan worden ist. Auf die Bücher von Gutsmuths gestützt, hat unser Pestalozzi gesucht, ein ächtes Schulturnen auf wissenschaftlichem Grunde aufzubauen. Vieles gelang ihm, und wenn es sich auch in der Schweiz nicht hielt, wurde es doch das Fundament, auf dem das französische Turnen noch gegenwärtig beruht. Was Clias gewirkt hat, ist mehr der Fremde: England, Frankreich und etwa Piemont zu gut gekommen, wenn auch seine Thätigkeit in Bern, Solothurn und Genf nicht gering anzuschlagen ist; und er hätte noch viel mehr gewirkt, wenn seine Unermüdlichkeit von gleicher Bescheidenheit wäre begleitet gewesen. Neuen und nachhaltigen Eifer brachte aus Deutschland das Jahn'sche Turnen, bis in Burgdorf und in Basel Ad. Spieß aus dem Turnen eine Wissenschaft und eine Schuldisziplin machte. Und wie viele Andere haben nicht noch, jeder bescheiden für seinen Theil, für die Sache der körperlichen Erziehung bei uns geredet und gearbeitet! Angesichts all' dieser Vorarbeiten muß man sich billig wundern, daß in der Schweiz im Durchschnitt äußerst wenig namentlich für das Schulturnen, das uns hier besonders angeht, von Seite der Behörden gethan wird. Wohl könnten wir namhafte Vereine wie bedeutende Persönlichkeiten nennen, welche bis auf den heutigen Tag nicht

*) Aus der Schweizerischen Turnzeitung, 2. Jahrgang, Nr. 9—11.

müde geworden sind, das Turnen zu unterstützen; die verschiedenen Kantonsbehörden aber, wir wiederholen es, sind diesem Beispiele nicht gefolgt. Wohl hat der Kanton Bern an seiner neuen Kantonsschule das Turnen zum obligatorischen Lehrfach gemacht; aber an den nöthigen Einrichtungen zur Ausführung dieses Paragraphen fehlt es noch heute. Für die große Masse seiner andern Schulen ist eine leibliche Erziehung nicht gesetzlich geboten. In Zürich ist an der Kantonsschule der Hauptstadt und an den Stadtschulen Winterthurs das Turnen eingeführt, aber die übrigen Schulen kennen es nicht. Der Kanton Solothurn läßt turnen an der Kantonsschule und der Stadtschule, sonst ist, mit Ausnahme einer Dorfschule, Alles brach gelassen. Im Kanton Neuenburg wird für körperliche Erziehung in den Volksschulen im Allgemeinen nichts gethan; es steht den Lokalschulkommissionen frei, dieselbe einzuführen. Im Kanton Aargau ist das Turnen nur an der Kantonsschule und den Bezirksschulen eingeführt, in den Gemeindeschulen nirgends. Der Kanton Waadt hat bisher nichts gethan zur Förderung des Schulturnens, er überläßt das den einzelnen Ortschaften. In Baselland ist das Turnen nach kurzen Versuchen völlig eingeschlafen. Baselstadt, das ohne Zweifel am meisten dafür gethan hat und noch thut, hat doch das Mädchenturnen nur an einer Schule und auch dort nur facultativ eingeführt. In der ganzen Schweiz ist das Turnen der Knaben auf dem Lande eine unbekannte Sache, und noch weit mehr vernachläßigt ist die körperliche Erziehung der Mädchen auch in den Städten, während doch die Aerzte nicht müde werden, auf die Unerläßlichkeit einer bessern Erziehung des weiblichen Geschlechts aufmerksam zu machen.

Hauptursachen, weßhalb vom Staate aus nicht mehr zur Einführung des Turnens geschieht, sind wohl die Unbekanntschaft mit dem neuern Schulturnen und der Mangel an geeigneten Lehrern.

Gieng man früher von der Ansicht aus, jeder gute Turner werde auch befähigt sein, den Schülern guten Turnunterricht zu ertheilen, so fand man sich oft getäuscht, oder die Erfolge entsprachen doch nicht, freilich in den meisten Fällen aus andern Gründen, den Erwartungen. Noch heute versteht man an den meisten Orten und zugleich auch in den obersten Behörden unter dem Turnen nur eine Erlernung von einzelnen Kunststücken, „brodlosen Künsten", und taxirt darnach auch den Turnlehrer nicht viel höher als einen Fecht- oder Tanzmeister. Wir könnten Seminardirektoren, Schuldirektoren und Schulinspektoren, und sogar Erziehungsdirektoren nennen, welche das neuere Schulturnen kaum dem Namen nach kennen. Soll man es Großräthen oder simpeln Vätern verdenken, wenn sie nicht klüger sein wollen als die Herren vom Amt und Fach!

Und woher sollte bei uns die erforderliche Zahl guter Turnlehrer kommen? Wie wenig unsere Studirenden und zugleich auch die, welche dem Lehrerberuf sich widmen wollen, dem Turnen Fleiß und Aufmerksamkeit schenken, ist zur

Schande unserer heutigen studirenden Jugend bekannt genug. Aber bekannt ist auch, daß an unsern höhern Bildungsanstalten ihnen keine Gelegenheit geboten wird, sich mit dem Wissenschaftlichen und Methodischen des Schulturnens bekannt zu machen. Nicht viel besser steht es mit den schweizerischen Lehrerseminarien. Während in Münchenbuchsee den Seminaristen früher von Hrn. Turnlehrer Niggeler Anleitung zum Unterricht gegeben worden, fehlt dem jetzigen Seminar mit dem Turnlehrer auch das Turnen, und der Platz steht verödet. Am Seminar zu Wettingen wird ebensowenig geturnt. Den Anstrengungen von Turnlehrern ist es zuzuschreiben, daß in Solothurn (unter Leitung von Hrn. Baumgartner) 28 Lehramtskandidaten turnen, und daß in Küsnacht, hauptsächlich durch die Bemühungen der Herren Seminardirektor Fries und Niggeler hervorgerufen, das Turnen obligatorisch ist eingeführt worden. Da unsere Kantone so wenig thun, um die künftigen Lehrer mit dem Schulturnen vertraut zu machen, können sie folgerichtig die Fähigkeit, Turnunterricht zu ertheilen, nicht unter die Requisiten zu einer Anstellung als Lehrer setzen. So viel uns bekannt ist, gilt gegenwärtig nur in Basel der Grundsatz, daß an den beiden Gymnasien kein Lehrer solle angestellt werden, der nicht wenigstens in den untern Klassen Turnunterricht zu ertheilen fähig wäre; und Dank der Gunst, welche hier das Schulturnen genießt und dem frühern Wirken eifriger und gewissenhafter Turnlehrer, zählt Basel gegenwärtig 12 zum Turnunterricht befähigte und schon darin erprobte angestellte Lehrer.

Am spätesten ist das Gebiet des Mädchenturnens zur pädagogischen Benutzung umgearbeitet worden; schon dieser Umstand macht es begreiflich, daß so wenige Turnlehrer sich finden, welche das Mädchenturnen nach Spieß'scher Art (ein älteres gibt es eigentlich gar nicht) leiten können. Gewiß würde an manchen Orten mehr dafür gethan werden, wenn Behörden und Eltern diese neue Schöpfung Spießens kennten und wenn Turnlehrer an der Hand wären, welche jenen durch das nöthige Geschick und diesen durch pädagogischen Takt sich empfehlen würden.

Es ist bekannt, daß Ad. Spieß in seinem „Turnbuch für Schulen" mit dem 6ten Altersjahr das Turnen beginnen läßt. Dr. J. J. Vögeli will sogar schon mit dem 4ten Lebensmonate damit anfangen lassen. So extrem auch diese letzte Forderung ist, so gut pädagogisch begründet ist jene. Dessenungeachtet ist uns keine öffentliche Schule bekannt, in welcher schon so frühe für eine geregelte Leibesbewegung gesorgt wäre, obschon hier ungleich mehr als auf spätern Altersstufen sich Zeit und Gelegenheit genug erübrigen ließe, nicht nur ohne Nachtheil, sondern sogar zum großen Nutzen der geistigen Bildung, und obschon gerade hier die Ausgaben für Geräthe am geringsten und die Ansprüche an die turnerische Durchbildung des Lehrers ein Minimum sind.

Erst die Mittelschulen, heißen sie nun untere Kantons-, oder untere

Industrie-, oder Bezirks-, oder Sekundar- oder Realschulen, sind der Boden, wo die turnerische Erziehung gepflegt wird.

Eigenthümlich ist das Turnen gestellt an den obern (Kantons-) Schulen, indem die Schüler in einigen Städten freie Vereinsrechte aus frühern Jahren ererbt haben, und damit auch ein nach pädagogischen Grundsätzen geleitetes Riegenturnen noch von dem alten beliebten Freiturnen nach Willkür oder nach Angabe selbstgewählter Vor- und Oberturner zurückgestoßen wird, womit sich auch Turnpflichtigkeit schwer verträgt; während an andern Orten, namentlich an neu organisirten Oberschulen das Turnen in den Lehrplan aufgenommen und der Anleitung eines vom Staat angestellten Turnlehrers untergeordnet ist. Zu jener Kategorie gehören das Pädagogium zu Basel, wo das Turnen von Staatswegen nicht eingeführt ist, wo aber die Turnfreunde dem sogenannten Studenten-Turnverein (der eigentlich Pädagogisten-Turnverein heißen sollte) beitreten, ferner der „Studenten"-Turnverein in Chur, der in Aarau. Unter dieser sind zu nennen: Zürich, Basel (Gewerbschule), Bern (oberes Gymnasium und Industrieschule), Vivis (College), Solothurn und Aarau (sog. Studenten), an all' diesen Orten ist das Turnen ein obligatorisches Lehrfach.

Von großer Wichtigkeit wäre es nun, zu wissen, wie an den Orten, wo Turnpflichtigkeit besteht, die Zahl der Turnenden zu der auf ärztliches Verlangen Dispensirten sich verhält, und wie an den Orten, wo das Schulturnen Sache der Freiwilligkeit ist, die Nichtturnenden den Turnenden der Zahl nach gegenüber stehen.

In Basel, wo, wie oben erwähnt, das Turnen an den Mittelschulen und der Gewerbschule obligatorisch ist, sind die Verhältnisse gegenwärtig folgende:

	Gewerbschule;	Hum. Gymnasium:	Realgymnasium:	Realschule:
Turnend	58	297	283	396
Dispensirt	—	16	15	4
Schülerzahl	58	313	313	400

Wie schon bemerkt, ist das Mädchenturnen viel schlimmer daran, als das der Knaben. So viel uns bekannt, ist es nur in Chaurdefonds obligatorisch, fakultativ dagegen in den Stadtschulen Solothurns (97 Mädchen in 2 Klassen), in der Landtöchterschule Zürichs, „wo der Unterricht aber noch sehr mangelhaft und lückenhaft ist", in Winterthur (im Sommer turnen gegen 60, im Winter gegen 30), an der Töchterschule Basels, in Bern mit kümmerlichen Einrichtungen auch nur an einer Schule. Gar kein Schulturnen der Mädchen ist z. B. im Kanton Aargau; wenn's hoch kommt, muß Privatunterricht, wie in Aarau und Vivis, diesem Mangel abhelfen.

Wir haben früher gezeigt, wie in den uns bekannten Schweizer Ortschaften das Turnen nirgends vor dem 8. Altersjahre beginnt, und wie demnach die Spieß'sche Forderung eines Turnens vom 6. Jahre an bei uns noch keine

Beachtung gefunden hat. Wer nun meinte, daß das Versäumte durch eine größere Zahl von Turnstunden in der Woche in spätern Jahren eingeholt würde, wäre sehr im Irrthum. In seinem „Turnbuche für Schulen" verlangt Spieß (pag. 9) bekanntlich, daß eine jede geschlossene Schülerabtheilung womöglich jeden Tag neben den andern Unterrichtsstunden auch eine Stunde Turnunterricht erhielte. Allein wir bedauern, es gestehen zu müssen, kein Turnkurs in der Schweiz ist auf einen 6stündigen Unterricht in der Woche angelegt. Verhältnißmäßig am besten steht es an den Orten, wo das ganze Jahr hindurch, mit einziger Ausnahme der Ferien, geturnt wird. So in Solothurn, wo dem Turnen der „Studenten" 3, dem der Lehramtskandidaten 3, dem der Stadtschüler und Stadtschülerinnen 2 Stunden per Woche eingeräumt sind, und außerdem den Stadtschülern während der Monate April, Mai, Juni und Juli jede Woche ein Abend für Waffenübungen, Turnspiele und gemeinschaftliches Geräthturnen angewiesen ist.

In Locle turnen die Knaben Sommer und Winter durch 3, die Mädchen 2 Stunden wöchentlich. In Lenzburg reihen sich die Turnstunden, jede Klasse hat deren nur 1 wöchentlich, dem vormittägigen Unterricht an, im Winter werden sie auf Mittwoch und Samstag Nachmittag verlegt. Nach den Sommerferien, wo die Waffenübungen aufgehört haben, werden wöchentlich einmal, Abends, sämmtliche Schüler auf 2 — 3 Stunden zu Ordnungsübungen und Turnspielen auf der Schützenmatte vor der Stadt vereinigt. In Vivis, wo zwar das Winterturnlokal der Stadtschulen einem Sommerturnschopf zum Verwechseln ähnlich sieht, wo aber der Privatturnsaal (salle de l'Arc) des dortigen Turnlehrers, Herrn Wilhelmi, seit jüngster Zeit Ersatz bietet, turnt jede Klasse 2 Stunden wöchentlich, in dem Institut des Herrn Sillig sogar 5 Mal. Auch in Bern, wo die Wintereinrichtungen noch äußerst provisorisch, wenn auch unendlich besser als früher sind, ist das Maximum der gesetzlich eingeräumten Stundenzahl 2 per Woche. In Basel endlich, wo doch sonst das Schulturnen verhältnißmäßig am günstigsten gestellt ist, sind doch jeder Klasse nur 2 Stunden eingeräumt.

Schlimmer aber steht es noch an den Orten, wo wegen Mangels an einem tauglichen Winterturnraum das Turnen einen Theil des Jahres ausfällt. In Zürich hat jede Klasse wöchentlich 2 Stunden; aber das Winterlokal ist nicht heizbar und daher an kalten Wintertagen unbrauchbar. In Winterthur hat jede Klasse zwei obligatorische Turnstunden; daneben sind zwei Freiturnstunden für alle Turner gemeinschaftlich eingerichtet. In der kältesten Winterszeit müssen die obligatorischen Turnübungen ausgesetzt und die Schüler anderweitig körperlich beschäftigt werden (auf dem Eise oder durch kurze Märsche), wie in der Realschule zu Basel, welcher erst mit einem neuen Schullokal auch ein Winterturnsaal zukommen soll. In Wädensweil, das im Uebrigen höchst

ehrenwerthe Anstrengungen zu Hebung der körperlichen Erziehung macht, sind dem Turnen 2 Stunden angewiesen, welche aber im Winter theilweise ausfallen. Zu Chaurdefonds wird zwar das ganze Jahr hindurch alle 2 Tage in wenigstens 5 Stunden geturnt, aber unter Umständen, welche weit schädlicher sind, als ein gänzliches Aufhören des Turnens. Ein Keller ist nämlich, (diese Notiz stammt aus Chaurdefonds selbst) für gute und schlechte Jahreszeit der Turnraum. Können denn Menschen mit gesundem Verstand glauben, daß in feuchter, dumpfer Kellerluft ein Turnen auch nur unschädlich sein könne und daß die Gesundheit des Turnlehrers, der so viele Stunden in diesem Raume zubringen muß, nicht unterliege!

Was nun die Tageszeit anbelangt, welche dem Turnen angewiesen ist gegenüber den andern Lehrfächern, sind uns darüber nur wenige Einzelnheiten bekannt geworden. In Winterthur sollen die Turnstunden wo immer möglich auf die gewöhnlichen Schulstunden folgen, Nachmittags von 3 Uhr an. Nur in Basel sind sie beliebig zwischen die andern Fächer eingeschoben oder an dieselben angehängt, doch so, daß sie möglichst das Ende des Schulunterrichts am Vormittag oder Nachmittag einnehmen und nicht zu nahe auf das Mittagessen folgen. So auch in Zürich.

Begreiflich ist die Verlegung des Turnens auf die verschiedenen Zeiten des Tages abhängig von der Lage und Einrichtung des Turnplatzes. In frühern Zeiten war das Vorbild eines guten Turnplatzes die Berliner Hasenhaide. Eiselen und Maßmann thaten das Ihre, um an möglichst vielen Orten solche Hasenhaiden entstehen zu lassen. Daher kommt es, daß an manchen Orten in der Schweiz die alten Turnplätze vor den Mauern, und nur mit seltenen Ausnahmen nahe beim Schulgebäude angelegt sind. Was für Jahn's Zeit gut war, ist es aber nicht mehr für ein geregeltes Schulturnen. Dieses verlangt den Turnplatz im Freien in der unmittelbaren Nähe der Schule und dabei auch einen gut eingerichteten Winterturnraum.

Die Gründe davon sind anderweitig schon auseinandergesetzt worden und werden wohl noch oft besprochen werden. Bei neu angelegten Turnplätzen sind sie in jüngster Zeit auch berücksichtigt worden; in andern Fällen betrug in unsern kleinen Ortschaften die Entfernung der alten Plätze von dem Schulgebäude ungleich weniger, als bei der Hasenhaide von den Berliner Schulen. So kommt es, daß die große Entfernung des Turnplatzes nur an wenigen Orten der Schweiz ein Haupthinderniß eines eigentlichen Schulturnens ist. Betrachten wir uns zuerst die Sommerturnplätze. —

Wohl den meisten Turnern ist der Turngraben von Bern bekannt; er ist vortrefflich gelegen für die erwachsenen Turner, aber für das Schulturnen liegt er zu weit von der Schule, so daß die Turnzeit auf die Abende, welche von Gottes und Rechts wegen und seit alten Zeiten den Schülern, nicht der Schule

gehören, verlegt werden muß, und so ein günstiger Wechsel zwischen Fach und Fach nicht erzielt werden kann. Seit einiger Zeit gibt man sich zwar Mühe, einen Platz bei der Schule zu erwerben, aber bisher sind diese Bemühungen ohne Erfolg geblieben.

Mit dem Turnplatz in Zürich werden auch die Meisten vertraut sein; durch seine vortheilhafte Lage unmittelbar vor der Kantonsschule scheint er allen Anforderungen zu genügen; es fehlen ihm aber Schattenbäume, was bei der dem Sonnenschein so ausgesetzten Lage ein empfindlicher Mangel ist und auch sanitarisch nicht ein Vortheil sein kann. Dasselbe ist auch in Winterthur auszusetzen. Der dortige Turnplatz ist hinter dem Turngebäude in der Nähe des Knabenschulhauses. Er ist sehr geräumig, aber ganz ohne Schatten, weßhalb er sich bei großer Hitze, während das Gebäude sehr kühl ist, nicht gut zum Turnen eignet. Auch in Locle befindet sich der Sommerturnplatz neben dem Schulgebäude; aber da gibt der harte, steinige Boden zu Klagen Anlaß. In Lenzburg liegt er gleichfalls unmittelbar neben dem Schulhause und unter den Augen der Lehrer, den alten Ringmauern entlang in einer Länge von 60 und in einer Breite von 14—20 Schritten. In Vivis dient zum Sommerturnen eine ziemlich große Wiese vor dem Turnsaale, welche die Stadtbehörde vor zwei Jahren dem Turnvereine gegeben hat; sie ist am Ende der Stadt gelegen, also ganz nahe bei den Schulen. Noch bevor in Wädensweil ein Schulturnen existirte, wurde dem Turnvereine (1853) ein Platz vor dem Schulgebäude zum Turnen angewiesen; jetzt dient er natürlich auch der Schule. In Solothurn ist der Raum für das Sommerturnen in der Nähe der Stadt gelegen, er ist schattig, trocken, geräumig und kann abgeschlossen werden.

In Basel sind gegenwärtig vier Turnplätze im Freien. Der älteste, im Klingenthal, ist wegen seiner Entfernung von den Schülern verlassen worden und wird nur noch, wahrscheinlich auch nicht mehr lange Zeit, von den Turnvereinen benutzt. Der auf dem St. Petersplatze, nicht weit von der Töchterschule, dient für das Mädchenturnen dieser Anstalt. Die Realschule hat in ihrem Schulhofe eine ganz passende Räumlichkeit. Für die beiden Gymnasien (jetzt auch für die Gewerbeschule) und in ihrer Nähe ist der Platz im Bischofshofe, bestehend aus zwei Terrassen, die gegen den Rhein abfallen, mit derselben Aussicht, welche die Pfalz bietet.

Am schlimmsten von allen uns bekannten Ortschaften ist offenbar Chaux-defonds daran mit seinem Keller; er gehört einem Privathause an, ist feucht, finster und dazu noch sehr enge, allerdings in der Nähe der Schule. „Der Turnlehrer", sagt der Berichterstatter, „müßte wirklich in Sibirien geboren sein, um es (alle 2 Tage wenigstens 5 Stunden Sommer und Winter) lange auszuhalten. Auf verschiedene Reklamationen hin hat man doch beschlossen, für diesen Winter ein anderes Lokal einzurichten." Ob's dazu gekommen ist, wissen wir nicht.

Diesen Keller abgerechnet, ist das Resultat der obigen Vergleichungen kein ungünstiges, und wenn vorauszusetzen wäre, daß auch an andern als den genannten Orten der freie Turnplatz für die Schule ebenso bequem und passend wäre, dürften wir nicht umhin unsere Befriedigung auszusprechen. Ungünstiger aber ist das Winterturnen gestellt.

Während des Winters wird zu Solothurn ein Saal in der Kaserne benützt. Derselbe ist 70 Fuß lang, 30 Fuß breit und 18 Fuß hoch, hat 4 große Fenster und wird in den Stunden, welche künstliche Beleuchtung erfordern, mit 4 Lampen erhellt. Für Beheizung ist ebenfalls gut gesorgt. Sonst wird derselbe zum Unterricht im Fechten für die Schüler der Kantonsschule benützt.

Ein ähnlicher Saal der Cavalleriekaserne ist für diesen Winter dem Schulturnen zu Bern eingeräumt worden; es fehlt ihm aber, erinnern wir uns recht, an den nöthigen Heizeinrichtungen, sowie auch an den für das Schulturnen nothwendigen Geräthen. Zu Wädensweil werden bei schlechter Sommerwitterung und theilweise auch während des Winters in einem geräumigen Schulzimmer die Freiübungen durchgearbeitet. Für dieselbe Zeit und für das ganze Mädchenturnen dient zu Locle ein größerer Lehrsaal im Schulhause; da derselbe zur Ertheilung anderer Fächer ebenfalls benützt wird, können sehr wenige Geräthe aufgestellt werden. In Lenzburg wird zum Winterturnen benützt der geräumige, mit Steinplatten belegte Gang im obersten Stockwerke des Schulhauses, dessen Temperatur durch Oeffnen der Schulzimmer gemäßigt werden kann. Von dem schlechten Winterlokal zu Vivis ist oben schon die Rede gewesen.

Der Winterturnschopf Zürich's, 80 Fuß lang und 60 Fuß breit, ist leider nicht heizbar, so wenig als das Turnhaus von Winterthur. Da hier überdieß die vielen sehr hohen und breiten Fenster nur einfach sind, ohne Doppelfenster, ist das Lokal im Winter und besonders gegen den Frühling hin sehr kalt und ungemein feucht, in weit höherem Grade als ein gut verschließbares Brettergebäude. Basel besitzt in dem Gebäude der Töchterschule einen geräumigen, mit Luftheizung versehenen, gut eingerichteten Saal für das Mädchenturnen; ferner im Bischofshofe für das Turnen der beiden Gymnasien und der Gewerbeschule zwei Turnsäle, einen über dem andern, beide heizbar und zu Gasbeleuchtung eingerichtet.

Ueber die Ausrüstung der verschiedenen Turnplätze können wir uns hier kurz fassen. An den meisten Orten sind wenigstens die Sommerräume genügend ausgerüstet, mit namentlicher Ausnahme von Chaurdefonds, wo die Geräthe dem Kellerraume entsprechen, und von Vivis, wo sie als sehr mangelhaft, hinfällig und widersinnig bezeichnet werden. Auffallender Weise fehlen auch in Solothurn, Locle, Lenzburg und Bern wagerechte Doppelleitern,

wenigstens sind sie im Verzeichniß der dortigen Geräthe nicht aufgeführt. Ueberall, außer in Zürich und Basel, scheint ferner das Stangengerüst zu fehlen, wie es Spieß für das Schulturnen voraussetzt; es hat allerdings nichts so Kühnes, wie die ältern, 60 Fuß hohen Kleitergerüste, aber auch nichts so Gefährliches, und dient, was nicht minder wichtig ist, auf vielfache Weise dem Gemeinturnen. Die Turnplätze Basel's (außer zum Theil dem der Realschule) werden wohl die einzigen sein, welche vollständig nach den neuern Anforderungen eingerichtet und ausgerüstet sind; nicht nur die Lehrer, sondern auch die Schüler erkennen darin mit Dank die Vorsorge und die Freigebigkeit der Behörden an. Eine nähere Schilderung dieser Einrichtungen wäre hier nicht am Platze, um so weniger als sie, soll sie von Nutzen sein, von genauen Maßangaben begleitet sein muß.

Die ganze Einrichtung der Turnräume ist natürlich mehr oder weniger bedingend für die Turnmethode. Wo der Geräthe nur ganz wenige und auch diese der Zahl nach nur einfach und zum Einzelturnen eingerichtet sind, kann schwerlich ein Gemeinturnen Statt finden; wo nicht wenigstens theilweise Holzboden ist, können die Ordnungsübungen nicht wohl vorgenommen werden, oder doch nicht in großem Umfange; wo Schüler, die dem Alter nach weit verschieden sind, in eine Turnklasse zusammen genommen werden, da ist ein Gemeinturnen nicht ersprießlich. Im Allgemeinen sind die Turnlehrer der Schweiz, soweit sie sich an ihrer letztjährigen Versammlung zu Bern ausgesprochen haben, über die Vorzüge des Spieß'schen Schulturnens einig und es ist mehr den eben berührten Hindernissen zuzuschreiben, wenn dieses nicht überall eingeführt ist. So haben wir in der Schweiz meist ein Gemisch von Klassen- und Riegenturnen; aber das Bestreben der meisten Turnlehrer geht dahin, die Gemeinübungen immer mehr aufzubringen; allgemein werden die Freiübungen betrieben. Was Ordnungs- und Geräthübungen betrifft, so sind uns folgende Angaben gemacht worden:

An der Kantonsschule Zürich wird der Turnunterricht klassenweise ertheilt und jede Klasse — es sind 11 Turnklassen, wovon einige aus 2 Schulklassen bestehen — hat wöchentlich 2 Stunden. Diese 11 Klassen werden von einem Lehrer geleitet, die der jüngern Schüler direkt von ihm, nur die der ältern sind in Riegen eingetheilt, welche von Vorturnern geleitet werden. In Solothurn ist jede Klasse der Turner und der Turnerinnen je nach ihrer Stärke in 3—5 Riegen eingetheilt und hat ihren Vorturner. Die Freiübungen ausgenommen wird riegenweise geturnt. — In Chauxdefonds turnt jede Klasse für sich: Freiübungen in Masse, Geräthübungen in Riegen, wenn die Klassen zahlreich genug sind, um solche zu bilden. Zu Locle turnen die Knaben (16) gewöhnlich in Massen, die Mädchen (23) üben ebenfalls zusammen, so daß in derselben Klasse ein Altersunterschied von 3 Jahren ist.

In Winterthur turnt jede Klasse (mit 25—40 Schülern) für sich, und zwar die 2 untersten Klassen immer in Masse, die übrigen in der Regel in Riegen unter Vorturnern aus derselben Klasse, und nur da, wo die Anordnung und Zahl der Geräthe es erlaubt, z. B. an Barren, Klettergerüst und Leitern in Masse. So weit es Raum und Zeit erlauben, wird auch in Lenzburg die Methode von Spieß angewendet. Die 4 Klassen (zusammen 86 Schüler) sind die der andern Unterrichtsfächer, nur sind die 2 obern kombinirt, was deren geringe Schülerzahl möglich macht. Jede Klasse turnt in besondern Stunden. Es wird in der Regel auch an den Geräthen in Masse geturnt, nur die oberste Klasse zerfällt für das Geräthturnen bisweilen in 3 Riegen. Im Winter ist ausschließlich Gemeinturnen am Barren und in Ordnungs- und Freiübungen. Der Gesang findet, namentlich im Marsche, auch Anwendung. In Wädensweil werden die Freiübungen gemeinsam betrieben, das Geräthturnen riegenweise; doch auch hier wird womöglich eine gemeinsame Bethätigung Mehrerer angestrebt. Allgemein ist die Methode Spießens in Basel angenommen, wo er sie selber eingebürgert hat, und die frische Turnlust der Schüler beweist deutlich, daß seine Gegner Unrecht haben mit der Behauptung, als fühlte sich die Jugend durch Spieß'sches Turnen gelangweilt.

Ueber die Besoldung der Turnlehrer sind uns nur wenige Angaben gemacht worden, so daß wir besser thun, die Vergleichung auf spätere, genaue Berichte zu versparen. Mit Ausnahme von Lenzburg, Bern (theilweise) und von Basel ist der Turnlehrer anderweitig nicht an der Schule beschäftigt; namentlich gilt dagegen in Basel jetzt der Grundsatz, daß der Turnlehrer auch noch anderweitigen Unterricht ertheilen solle.

Jährliche Kredite zu Ausbesserungen an den Turngeräthen sind ausgesetzt: in Solothurn Fr. 160, in Zürich Fr. 140, in Winterthur Fr. 210—230.

Wir haben im Verlauf dieses Berichts Gelegenheit gehabt, mehrfache Mängel unsers schweizerischen Schulturnens hervorzuheben; fügen wir noch bei, daß man dieselben an den verschiedenen Orten wohl kennt und daß die meisten Berichterstatter auch der Ansicht sind, eine nicht so ferne Zukunft werde bessere Zustände zeigen. Wir haben die Mängel berühren müssen, weil es die Wahrheit gilt, und weil das Geständniß von Fehlern der erste Schritt zu Verbesserungen ist. Endlich sind dieselben noch nicht von der Art, daß sie der übrigen Blüthe unsers Schulturnens schaden und daß wir nicht mit frohem Muthe in die Zukunft blicken könnten; sind doch auch an den Orten, welche jetzt alle wünschbaren Einrichtungen und Erleichterungen gewähren, Jahre des Entbehrens und des Ringens vorausgegangen!

Basel, im Februar 1859.

Im Auftrag des schweizerischen Turnlehrer-Vereins:

Der Präsident: Fried. Iselin.

Rezensionen.

Auf die Erwiderung des Hrn. Koch, Lehrer am Waisenhause in Zürich*).

In dem 6. Hefte dieses Jahrgangs der pädagogischen Monatsschrift für die Schweiz (Seite 190) äußert Hr. Koch den dringenden Wunsch, von dem unterzeichneten Rezensenten seiner bei Brodtmann in Schaffhausen erschienenen 20 dreistimmigen Gesänge für ungebrochene Stimmen ꝛc. zu vernehmen: „welche Kompositionsfehler denn der in Frage stehenden Liedersammlung zur Last zu legen sind" und sieht einer eingehenden Kritik entgegen.

Da der Raum dieser Blätter wohl keine allzu ausführliche kritische Abhandlung gestattet, so mögen hier nur in möglichster Kürze die Behauptungen des Rezensenten mit einigen Beispielen belegt werden.

Daß sich's bei dieser Liedersammlung — die für Sekundarschulen bestimmt ist — großentheils um das Arrangement von ursprünglich mehrstimmigen Gesängen in dreistimmige (und zwar für ungebrochene Stimmen) handelt, läßt sich allerdings beim ersten Blick erkennen. Beachtung verdient aber auch, daß derjenige, der sich mit dem Arrangement musikalischer Kompositionen befaßt, in der Kompositionslehre kein Fremdling sein darf, indem er das, was er arrangiren will, gleichsam zu seinem Eigenthum machen, und dieses als solches behandeln muß; jedoch mit der Beschränkung: daß er nicht nach Willkür Melodie und (schon vorhandene) Harmonie nach eigenem Geschmack ändern darf.

Manchem Komponisten ist es leichter, eigene Kompositionen zu schaffen, als solche von andern mit Glück in eine andere Form zu bringen, wo es entweder um Vermehrung oder Verminderung oder Versetzung der Stimmen zu thun ist. Indessen wird das Einem, der tüchtige Kompositionsstudien gemacht, und auch Werke jeder Gattung und Form von tüchtigen Meistern studirt hat, nicht mehr so leicht mißlingen.

Wird eine Komposition durch den Druck der weiteren Verbreitung übergeben, so achtet man auch in der Regel darauf, daß die Sache gehörig vollendet ist, was freilich bei einigen Stellen in dieser Liedersammlung nicht geschehen zu sein scheint; siehe z. B. auf Seite 6, untere Doppellinie, die 4 ersten Takte mit ihrem eigenthümlichen unisono Ruhepunkt! — Manches Ohr wird sich hier unbefriedigt fühlen. (Es ist dieses Arrangement wohl schwerlich das ursprüngliche.) Oder sind hier vielleicht einige Druckfehler, wie in der 2. Stimme an der mittleren Note des 2. Takts; und auf

*) In der „Erwiderung" sind folgende Druckfehler zu verbessern: S. 191, Z. 1 bemerken statt bezwecken; S. 191, Z. 11 u. 12 überschickten Kompositionen statt überschickte Komposition; S. 191, Z. 4 v. u. konnte statt könnte.

folgender Seite im ersten Takt das fehlende g in derselben Stimme auf den 3. Takttheil? — Da sich überhaupt viele Druckfehler in dieser Sammlung vorfinden, z. B. durch Versetzen, sowie Auslassen von Noten, Punkten und Pausen ꝛc., angesetzte Taktstriche, wo keine sein sollen u. dgl., so dürfte wohl — mehrer weniger erkennbaren Druckfehler wegen ein Verzeichniß beigegeben sein.

Auf Seite 9 dürfte statt der zwei letzten Noten des 1. Takts in der 3. Stimme auf Al=les der Ton h sich besser als d ausnehmen. Ebenso möchte auf der untersten Linie dieser Seite auf die erste Hälfte des 3. Takts a ($^6/_4$ Akkord) besser passen. Im vorletzten Takt dieses Liedes Nr. 4 soll wahrscheinlich statt dem 4. und 5. Achtel für die 2. Stimme eine Viertelnote e stehen.

Da man in der Regel die unterste Stimme stärker als eine Mittelstimme besetzt, so hätte man am Ende des Liedes Nr. 6 der 3. Stimme am Ende es und dagegen der Mittelstimme die weniger zu verstärkende Terz g geben dürfen, etwa so die 3 letzten Takte:

1)	b	b	b	b
2)	g	g	f as	g
3)	b	es	es dc d	es

In Nr. 7 — letzter Takt auf Seite 15 — möchte man durch den Anlauf der ersten Stimme c e c ein Versetzen nach der Tonart der Dominante oder nach deren Septimenakkord in der höheren Lage (c) vermuthen, was man sich gerne hätte gefallen lassen — allein statt dessen senkt sich die Melodie in den tiefgelegten Septimenakkord, was monoton klingt. In Nr. 8 am Anfang hätten die zwei tieferen Stimmen ihren Gang in Terzen wohl in den 2. Takt hinein ausdehnen dürfen. Dem ersten Takte auf Seite 18 fehlt die Reife; er ist nicht fertig geworden, gezwungene, unfließende Stimmführung. In Nr. 10 vom 1. zum 2. Takt hätte sich der unschön klingende Dreiklängesprung (im motus rectus) so gut vermeiden lassen, wenn man sich beim Arrangiren getreu an die Akkordlage des Originals gehalten hätte; dasselbe hätte überhaupt bei Uebersetzung dieses Liedes geschehen sollen, so bei den 4 ersten Takten, so auf der obern Linie Seite 22 nach der Achtelpause, wo zugleich ein sonst leicht zu treffender Ton durch einen schwer zu treffenden verdrängt wurde, so im 1. Takt der mittlern Linie; und am Schluß hätte recht gut der Quintensprung vermieden werden können. Das folgende Lied Nr. 11 möchte — seiner weniger volksthümlichen Modulationen wegen — (namentlich im ersten Theil) mehr nur zu einem Uebungsstück sich eignen, als daß es eine Stelle in der Reihe gerne gesungener Volkslieder einnehmen dürfte; in den folgenden 3 Takten (9, 10, 11) bewegen sich die 2 tiefern Stimmen in Quinten hin und her, was leicht besser zu setzen gewesen wäre. In Nr. 14 wird die Tonart der Oberdominante (für einige Takte) sehr vermißt ꝛc. In Nr. 15 findet sich auf der untern Linie im 2. Takt eine Oktaven=Fortschreitung. In Nr. 16 3. Linie,

Takt 1, Takttheil 3, in der 2. Stimme wohl ein Druckfehler: dis statt cis? Die zwei hintersten Noten der 4. Linie und 1. Takt der untersten Linie würden wohl besser so klingen: dis e | cis dis e cis | ; obere Doppellinie auf Seite 37 läßt sich keine bestimmte Tonart erkennen. Nr. 18 von Mozart. Warum in Satz, Harmonie und Stimmführung dem Original nicht treu geblieben? Warum schon bei dem ersten Harmoniewechsel im 1. Takt den Septimen- statt dem reinen Dominanten-Akkord? Warum der 2. Stimme auf „zu weihen" die schwer zu treffende übermäßige Sekunde gegeben, die im Original wohlweislich vermieden ist? Warum auf Seite 42 die Harmonie und Stimmführung während 4 Takten verändert? und warum unten — letzte 2 Takte und folgende — auf die 2. Hauptzeit nicht (wie im Original) die Grundbaßnote angeben, um u. A. damit den Harmoniewechsel deutlicher und bestimmter hervorzuheben? Die Tonart nur um einen Ton tiefer gesetzt, wäre namentlich der 3. Stimme zu gut gekommen; und dann der Widerspruch in Wort und Tongewicht:

Hauch, die Brust umbebt, u. s. w.

Herz, des Sängers Herz u. dgl.

Auf die Bemerkung des Hrn. Koch „viele Zeit und Mühe auf Kompositionsstudien verwendet zu haben" möchte man auch annehmen: er selbst habe seit der Rezension diese Liedersammlung nochmals genau durchgangen und vielleicht manches gefunden, was er jetzt anders machen würde.

J. H. Breitenbach, Seminarlehrer.

Pädagogischer Jahresbericht für Deutschlands Volksschullehrer. Im Verein mit Bartholomäi, Gräfe, Hentschel, Materne und Prange bearbeitet und herausgegeben von August Lüben, Seminardirektor in Bremen. Elfter Band. Leipzig, 1858, Brandstetter. (622 S. Fr. 8.)

Obgleich dieser Band 138 Seiten weniger zählt als der vorhergehende und darum auch um Fr. 2. 70 billiger geliefert werden konnte, so ist er nach unserer Meinung doch immer noch zu umfangreich, was theils durch zu breite Einleitungen, theils durch Besprechung von Werken herbeigeführt wird, welche außerhalb des Horizontes der Volksschullehrer liegen. Der Bericht über das Turnen, der doch nur wenige Seiten in Anspruch nehmen würde, scheint definitiv ausgeschlossen worden zu sein.

Ueber den großen Werth des ganzen Unternehmens haben wir uns schon wiederholt hinlänglich ausgesprochen, um die gegenwärtige Anzeige kurz fassen zu können. Mit wahrer Befriedigung und zur Rechtfertigung unserer früheren Bemerkungen haben wir wahrgenommen, daß die Begeisterung für die Regulative allgemein im Abnehmen begriffen ist und daß der Geist der entwickelnden

Pädagogik wieder zur Herrschaft gelangt. Selbst Herr Prange hat einen großen Theil seines regulativischen Feuers verloren und sieht sich veranlaßt, sich ausdrücklich als Pestalozzianer auszuweisen. Herr Prange findet es S. 284 „unliebsam", von uns, daß wir an seinen salbungsreichen Einleitungen keinen Gefallen finden und einer christlichen Geographie keinen Geschmack abgewinnen können. (3. Jahrgang, S. 24.) Er appellirt an das Urtheil anderer schweizerischer Schulmänner. Wir bemerken hierauf, daß wir nur für unsere Person gesprochen und zwar mit Namensunterschrift und daß wir gerne zugeben, es finden sich auch in der Schweiz Schulmänner, welche die Ansichten des Herrn Prange theilen. Nach unserer Meinung bezeichnen die Regulative einen momentanen Rückschritt in der Pädagogik und jede christliche Wissenschaft ist ein ungenießbares Gemisch von wirklicher Wissenschaft und frommen Phrasen. Was die Missionsangelegenheiten insbesondere betrifft, so sind wir der Ansicht, es sei derselben allerdings in der Geographie zu gedenken, denn sie sind eine Kulturbestrebung wie die meist gleichzeitig versuchte Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit fremden Völkern, und die Erfahrung lehrt auch, daß die Mission nur dann auf Erfolg rechnen kann, wenn auch der Handel sich gedeihlich entwickelt. Mit einer solchen Rücksichtsnahme auf die Mission wird aber die Geographie noch keine christliche Wissenschaft. Herr Prange hat übrigens seine Ansichten seither auch etwas modificirt, denn er sagt S. 276: „Dem Schulbedürfniß wird nur mit einem ernsten Sinne entsprochen, welcher religiösen Momenten, wo sie ungesucht, als in der Sache selbst gegeben, entgegentreten, nicht ausweicht, dieselben jedoch auch nicht absichtlich herbeizieht, wo sie fern liegen." Hiemit sind wir vollkommen einverstanden, nicht minder mit folgendem Ausspruche S. 279: „Vor Einem ist jedoch zu warnen, daß nämlich die Gemüthlichkeit in allerlei Abschweifungen, in mit Absicht aufgegriffene, gelegentliche, sachfremde Erörterungen gesetzt werde, wobei in redseliger Breite eine Menge Zufälligkeiten ausgebeutet werden, welche, statt zu erfrischen, nur die Zeit hinbringen helfen."

Bei dieser Gelegenheit zitiren wir noch eine Stelle aus dem Lehrplan des Dr. Wangemann, Archidiakonus und Seminardirektor zu Cammin in Pommern, über die Regulative: „Wenn die drei preußischen Regulative das größte Geschenk sind, welches die preußische Volksschule in neuerer Zeit aus der Gnadenhand des barmherzigen Gottes erhalten hat, so gebührt den Männern, deren sich Gott der Herr bedient hat, sie zu entwerfen und zu erlassen, von Seiten derer, die nach ihnen in der Volksschule zu arbeiten berufen sind, nächst Gott der erste und wärmste Dank." Also nicht nur die Bibel, sondern auch die Regulative sind inspirirt!

Wir geben noch kurz den reichen Inhalt des Jahresberichtes an. 1. Religionsunterricht von C. Materne, Seminardirektor in Elsterwerda (S. 1—62).

— 2. Kritische Uebersicht der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichtes von L. Kellner, Regierungs- und Schulrath in Trier (S. 63—92). — 3. Leseunterricht von A. Lüben (S. 93—118.) — 4. Schreiben von A. Lüben (S. 119—126.) — 5. Jugend- und Volksschriften von A. Lüben (S. 127—162.) — 6. Mathematik von Dr. Fr. Bartholomäi (S. 163—214.) Enthält viele Druckfehler. — 7. Naturkunde von A. Lüben (S. 215—244.) — 8. Geographie von W. Prange, Seminar-Oberlehrer in Bunzlau (S. 244—336.) — 9. Geschichte von W. Prange (S. 337—427.) Enthält viele Zitate aus den „protestantischen Monatsblättern" und der „evangelischen Kirchenzeitung". — 10. Gesang von E. Hentschel (S. 428—500.) — 11. Zeichnen von A. Lüben (S. 501—514). — 12. Allgemeine Pädagogik von Prof. Dr. H. Gräfe, Vorsteher der Bürgerschule in Bremen (S. 515—549.) — 13. Pädagogische Zeitschriften von A. Lüben (S. 550—557.) — 14. Die äußeren Angelegenheiten der Volksschule und ihrer Lehrer von A. Lüben (S. 558—620.) — Nachtrag S. 620—622. H. Z.

Praktischer Lehrgang der deutschen Sprache. Von Dr. K. Brunnemann und K. Kraut, Professoren der deutschen Sprache an der Thurg. Kantonsschule. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. (68 S. Preis 75 Rp.)

Wer sich mit diesem Werkchen etwas einläßlicher beschäftigt, dem wird sich gewiß die Ueberzeugung aufdrängen, daß es nicht hinter dem Schreibtisch entstanden ist, sondern in der Schule gemachten Erfahrungen sein Dasein verdankt. Die ganze Anlage des Werkchens zeugt von sicherem pädagogischen Takt. Die Herrn Verfasser gehen vom Satze aus und beziehen das erforderliche Satzmaterial vollständig aus dem zu Grunde gelegten Lesebuch (Bildungsfreund von Scherr). Sie lassen ferner die einzelnen Abschnitte der Formenlehre erst auftreten, nachdem auf dem praktischen Wege des Satzbildens und Satzzergliederns das Bedürfniß nach denselben lebendig hervorgetreten ist. Die Herren Verfasser sind zwar nicht die Ersten, welche in dieser Weise vom Satze ausgehen; aber der aufmerksame Leser wird zugeben müssen, daß das Buch in Bezug auf das Wie? der Durchführung reich an Eigenthümlichem und Selbständigem zu nennen ist. Die meisten Definitionen zeichnen sich durch straffe Kürze, Klarheit und Bestimmtheit aus. Doch fehlt es auch nicht an Partien, die dieser Vorzüge entbehren. So ist z. B. in § 76 vergessen worden, anzugeben, wie die Participform für das Präsens gebildet wird. In § 81 vermißt man die Bemerkung, daß auch die trennbar zusammengesetzten Verben im Zwischensatz untrennbar sind. Uebrigens würde nach der ganzen Anlage des Werkchens diese Bemerkung ihre Stelle besser im Abschnitt 2 finden, etwa in § 155. In § 195 ist nicht angegeben worden, wie die Verkürzung

der Vergleichungssätze mit als daß vor sich geht. § 200 heißt es ungenau: Die Causalsätze werden ebenso verkürzt, wie die Eigenschaftssätze. Die Verkürzung geht aber bei beiderlei Sätzen nicht in derselben Weise vor sich; wahr ist nur, daß die verkürzten Sätze in der Form übereinstimmen. — Durch diese Ausstellungen soll indeß der Werth des Lehrmittels nicht im mindesten geschmälert werden; die angeführten Ungenauigkeiten sind der Art, wie sie jedem menschlichen Geistesprodukt von selbstständigem Gepräge anzukleben pflegen. Wer eigene, selbstständige Wege wandelt, ist dem vielgestaltigen Irrthum viel mehr ausgesetzt, als derjenige, welcher in breitgetretenen Geleisen einherschreitet. Diese Rücksicht sollte die Kritik niemals aus dem Auge verlieren, so oft sie es mit einem Werk zu thun hat, das nicht das hundertste Buch aus 99 schon vorhandenen ist. In Bezug auf Uebersichtlichkeit und Ausstattung läßt der „praktische Lehrgang" nichts zu wünschen übrig. Fr. M.

Blüten aus dem zarten Kindesalter. Gedichtsammlung für kleine Kinder. Herausgegeben von Dr. Robert König, Oberlehrer und Inspektor an den königl. Lehr- und Erziehungsanstalten zu Droyßig bei Zeitz. Oldenburg, Druck und Verlag von Gerhard Stalling. 1859.

Eine Anthologie, der man es gleich ansieht, daß sie, wie der Herausgeber erklärt, wirklich „in der Kinder- und in der Schulstube entstanden." Bei einer Literatur, die thatsächlich von Unbegreiflichkeiten jeder Art wimmelt, ist es wohl verzeihlich, wenn jede neue Erscheinung fast mit einem zum Prinzip gewordenen Mißtrauen zu kämpfen hat. Da ist es dann aber auch eine doppelte Genugthuung, mit der uns die Einsicht in ein so gesundes Produkt, wie die vorliegende Sammlung, erfüllen muß. Nicht, als ob wir uns an Sammlungen dieser Art oder auch an trefflichen Originaldichtungen für die Kinderwelt überhaupt Mangel wüßten; allein, wo so viel herzlich Schlechtes sich breit macht, da hat man sich über jede neue geschickte Sammlerhand, die nach ihrer besondern Weise das Gute zusammenführt, wo sie es findet, nur zu freuen. Können wir doch hier einmal in Wahrheit des Guten nie zu viel bekommen.

Nur eine kleine Polemik gestatten wir uns gegen das vorliegende Buch, schicken derselben indessen noch die Bemerkung voraus, daß wir, bezüglich der Auswahl Rückertscher Gedichte, die beobachtete Rücksicht auf die von Kellner in seiner „Poesie der Volksschule" gemachten Vorschläge, und ebenso die Aufnahme nur wirklich poetischer Schullieder als wesentliche Vorzüge des Ganzen betrachten.

Der Herausgeber bestimmt das Bändchen vorzugsweise für kleine Mädchen; er nennt es die erste Abtheilung einer größern Sammlung, nach deren völligem Abschluß erst er sich eingehender, als es in der gegenwärtigen Vorrede geschieht,

über die Grundsätze auszusprechen gedenke, von denen er bei seiner Arbeit ausgieng, Unter den alsdann zu rechtfertigenden Eigenthümlichkeiten erscheint auch die überall befolgte Angabe der Quellen. Der Herausgeber wünschte vor der Hand seine Arbeit dadurch als eine „auf Quellenforschung beruhende" zu documentiren. Obschon wir auf eine solche Angabe nicht gerade ein besonderes Gewicht legen, so hätten wir nun doch gewünscht, daß mit diesem Plane des Herausgebers auch derjenige verbunden gewesen wäre, wirklich allenthalben aus den Quellen zu schöpfen. Denn inwiefern ein Buch, in welchem man vielfach aus andern Anthologieen abdruckt, sich auf Quellenforschung gegründet nennen kann, gestehn wir vorläufig wirklich noch nicht zu begreifen. Betreffend sodann die eigenen mit aufgenommenen Produkte des Herausgebers würden wir dieselben, rührten sie von anderer Seite her, nicht im besondern erwähnen, indem wir sie ihrer allgemeinen Erhaltung wegen, unter den übrigen wohl verbleiben ließen; allein da sich nun einmal der Herausgeber zugleich als Poet gab und diese Gedichtchen für würdig hielt, in der hübschen Reihe mit zu marschiren, so erlauben wir uns auch die spezielle offene Bemerkung, daß wir gerade sie zu den weniger gediegenen der Sammlung zählen. Zur Begründung nur die eine Bemerkung zu dem Gedichtchen: Mutterliebe, Seite 27, daß wir hier hinsichtlich des Inhalts weder eine Pointe, noch eine Steigerung, noch einen logischen Zusammenhang der einzelnen Strophen oder eine Gesammtbeziehung auf das Thema entdecken können; und daß hinsichtlich der Sprache die Formen: klopfet, schützet neben glänzt, da sie zudem einen ausnahmsweisen Anapäst veranlassen, doppelt übel klingen, und nicht weniger übel die apostrophischen Endwörter: Mutteraug', Mutterlieb', die gar noch Reime bilden sollten zu: Hauch und trüb. — Endlich mißfiel uns die Aufnahme der Hebelschen Gedichte nach Reinicks Verhochdeutschung; sie mißfiel uns, weil uns die Gedichte selbst in diesem Gewande stets mißfallen haben. Muß man uns zugeben, daß es übersetzte Gedichte sind, und daß das nationale Sprachgefühl durch die offenbarsten Provinzialismen, die hier mit aller Prätension der Nationalsprache auftreten, verletzt wird, so müßte auch eine Proskription sämmtlicher Reinickschen Uebertragungen in einem deutschen Lesebuche gerechtfertigt sein. Was aber so ganz unläugbar die individuellsten Eigenthümlichkeiten der Mundart in allen ihren zartesten Schattirungen repräsentirt, wie die Hebelschen Gedichte, das ist und bleibt ein für alle Mal für die Gesammtsprache verloren. Die schämige Mundart selbst schon „sträubt sich in ihrem innersten Wesen wider das rauschende Papier." Ihre eigenste Natur bezeichnet ihr Name. Hebel ist daher auch kein nationeller Dichter; seine alemannischen Gedichte können von den anders redenden Deutschen niemals voll empfunden werden. Sucht man nun diese Gedichte gleichwohl national zu machen, so ist Nichts natürlicher, als daß sie in ihrer provinziellen Sprach-

und Denkweise, d. h. in dem innersten Grunde, auf dem sie aufgebaut wurden, umgestaltet werden. Und nun gelingt das Meisterstück entweder — dann haben wir in der neuen Sprache auch eine neue Dichtung; oder es gelingt nur zur Hälfte oder nicht einmal — dann entsteht die halb naive, halb künstliche, immer forcirte, schielende Mischsprache, wie sie uns in den meisten Reinickschen Uebertragungen anwidert. Daß uns alemannisch Redenden vornehmlich über dieser Lektüre eklig zu Muthe werden muß, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß stets da, wo den Deutschen die seltsame Wendung, der ungewohnte Ausdruck einfach befremdet, uns sofort auch theils die Unbeholfenheit der Uebertragung, theils die Einbuße empfindlich vorschwebt, die das Original hat leiden müssen. Kurz — die Hebelschen Gedichte haben in Freund Reinick einen Stiefvater bekommen, bei dem sie in weitem Hause scheinbar großer Ehren genießen, in der That aber so gut wie heimatlos geworden sind.

Dies sind aber nun auch die einzigen Ausstellungen, die wir an der vorliegenden Sammlung zu machen fanden. Wir wiederholen mit Nachdruck, daß wir in allem Uebrigen das Zeugniß eines entschiedenen pädagogischen Taktes erblicken. Otto Sutermeister.

Müller, Dr., K. Das Buch der Pflanzenwelt. Botanische Reise um die Welt. Versuch einer kosmischen Botanik, den Gebildeten aller Stände und den Freunden der Natur gewidmet. 2 Bde. 8 Fr.

Die Verlagshandlung Otto Spamer in Leipzig gibt unter dem Titel: „Malerische Feierstunden, eine illustrirte Hausbibliothek zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" verschiedene Werke in drei Serien heraus. Das vorgenannte Werk gehört zur zweiten Abtheilung derselben, welche „populäre Lehrbücher aus den Naturwissenschaften" bringt. Durch dieses Unternehmen sollen, wie es mir scheint, die Resultate der Wissenschaften in anschaulicher und lebendiger Schilderung einem größern Publikum vorgeführt werden, damit dasselbe den Geist der Zeit fasse und von ihm getragen zur Wohlfahrt des Ganzen thätig werde. Und wirklich sind die bereits erschienenen Schriften dieser Serie, von denen ich „das Buch der Geologie", „die Wunder des Mikroskops" und „die Wunder der Sternenwelt" namhaft mache, ganz geeignet, das Ihrige zur Verwirklichung dieser Idee beizutragen. Ihnen schließt sich Dr. Müllers Buch vortheilhaft an.

Der Zweck des Buches ist nicht der einer Botanik gewöhnlichen Schlags, was schon der Ausdruck auf dem Titel: „Versuch einer kosmischen Botanik" andeutet. Bestimmter drückt der Verfasser den Zweck in der Einleitung aus, wenn er sagt: „Das Buch zerfällt in zwei Theile, in eine Vorbereitung zur Reise und in die Reise selbst. Jener ist gewissermaßen der theoretische Theil, welcher die Erscheinungen der Pflanzenwelt wissenschaftlich erläutert; dieser wird

ein mehr schildernder sein. Diese Anlage des Buches erheischt eine eigenthümliche Auffassung der Pflanzenwelt. Ich kann sie nur eine kosmische, eine welteinheitliche nennen. Sie vernachläßigt so ziemlich alles, was sich auf die Pflanze allein bezieht; sie will nicht die Pflanze als Pflanze, als ein vom Weltganzen getrenntes Wesen, sondern als ein Glied des Ganzen betrachten. Diese Behandlung fällt in ihrem Grundcharakter mit einer geographischen Behandlung der Pflanzenwelt zusammen, geht aber über sie hinaus, indem sie die Geschichte der Pflanzenwelt mit der Geschichte der Thierwelt und der Menschheit verbindet. Sie will überall den tiefen Zusammenhang zwischen Sternenwelt, Erde, Pflanze, Thier und Menschheit schildern und damit zu einer Naturanschauung im Großen vom engern Gebiete des Pflanzenreiches aus hindrängen."

Wie nun der Verfasser diese Aufgabe gelöst hat, zeigt ein Blick in den Inhalt des Werkes.

Der erste Band zerfällt in vier Bücher, welche „Pflanzenstaat," „Geschichte der Pflanzenwelt," „Physiognomik der Gewächse" und „Pflanzenverbreitung" überschrieben sind. Im ersten Buch spricht der Verfasser von den Verwandtschaften und Gemeinden der Pflanzen, schildert die Gesellschafts-, Boden-, Formen- und klimatischen Verhältnisse derselben und geht auf ihre Kolonisation des Nähern ein. Das zweite Buch schildert die verschiedenen Erdbildungsperioden und die darin auftretende Flora besonders anziehend und gründlich. Mit gleichem Interesse liest man das dritte Buch, das uns die wichtigsten natürlichen Pflanzenfamilien vorführt. Das letzte Buch endlich theilt uns über Pflanzenregionen, Zonen und Vegetationslinien und über den Zusammenhang der Pflanzen- und Thierwelt das Wichtigste mit.

Der zweite Band stellt uns sodann die eigentliche botanische Reise um die Welt in sechs Büchern dar. Mit dem Charakter der Pflanzenwelt in den Polarländern beginnend, wendet sich der Verfasser von da zu demjenigen von Nord- und Mittelamerika, reiht daran die Vegetation vom heißen und gemäßigten Südamerika. — Jetzt wendet sich der Verfasser zu den asiatischen Ländern hinüber, deren Pflanzenwuchs in den Abschnitten: Nordasien, Mittelasien, Westasien und Südasien zur Schilderung kommt. — Die Fortsetzung der Reise führt den Verfasser nach Afrika, das uns seinen Pflanzenreichthum und Charakter in den Bildern: Nordafrika, Mittelafrika und Südafrika entfaltet. — Das Buch von den ozeanischen Ländern gibt uns über Festland und Inseln gleiche interessante Aufschlüsse und so wird denn die ganze Reise mit einem Vegetationsbild Europas abgeschlossen.

Daß der Verfasser, welcher als Mitarbeiter an der Zeitschrift „die Natur"

rühmlichst bekannt ist, die Befähigung besitzt, die angeführten Sachen klar, dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft gemäß und schön darzustellen, wird Niemand bezweifeln, der nur einige seiner Schilderungen in jenem Blatte gelesen hat. Es braucht daher auch kaum erwähnt zu werden, daß überall im Werke bei den einzelnen Partien das Charakteristische zu ausführlicherer Behandlung kommt, wodurch recht oft Schilderungen entstehen, die uns an Masius treffliche Naturschilderungen, betitelt „Naturstudien" erinnern. Auch sind durchweg die Werke der berühmtesten Naturforscher und neusten Reisenden benutzt worden, deren Aussprüche, da wo sie wörtlich eingeschaltet werden, die Schilderungen des Verfassers trefflich vervollständigen, welche überdies durch die große Anzahl von Abbildungen bedeutend gewinnen, indem diese das Auge, ihrer Vortrefflichkeit wegen, angenehm überraschen.

Wir können daher das Buch allen Freunden der Natur im Allgemeinen und den Lehrern der Botanik im Besondern bestens empfehlen, um so mehr, da auch die Ausstattung eine schöne genannt werden darf.

L. Heimgartner.

Wand-Vorlagen zu einem stufenmäßigen Zeichnungs-Unterricht in der Volksschule von Franz Gsell. 1. Heft. Chur und Leipzig, Grubenmann.

Das 1. Heft dieser sehr sauber gearbeiteten Vorlagen umfaßt 18 Tafeln mit meist geradlinigen Gebilden; die Figuren sind alle über einen Fuß groß und daher leicht für eine ganze Klasse gleichzeitig zu verwenden. Einen Hauptvorzug vor andern Tabellenwerken sehen wir darin, daß auf jeder Tafel nur je eine Figur steht und daß jede Figur auch etwas Wirkliches vorstellt, soweit dieß natürlich ohne Perspektive möglich ist. Die Tafeln werden dem zweiten Kursus des Zeichnungsunterrichtes trefflich dienen; der erste Kursus umfaßt bekanntlich die Formenlehre, wo der Lehrer die einzelnen Formen vor dem Ange des Schülers an der Wandtafel entstehen lassen muß. Wir wünschen, der Verfasser möge noch weitere Hefte für den zweiten Kursus herausgeben.

Vorlageblätter zu einem stufenmäßigen Zeichnungs-Unterricht in der Volksschule und zur Selbstbildung. Herausgegeben von Franz Gsell. Chur und Leipzig, Grubenmann. (2 Hefte à 40 R.)

Das erste dieser Hefte enthält die gleichen Figuren wie obige Wand-Vorlagen, nur verkleinert (auf etwa 4 Zoll Höhe); das zweite Heft enthält (wieder 18) schwierigere Figuren, wo schon mehr krumme Linien auftreten. Nach einer ersten Durcharbeitung der Wand-Vorlagen für den Einzelunterricht sehr zu empfehlen.

Arbeitsschule I. Das Netzzeichnen für Kinder von 5 bis 8 Jahren. Herausgegeben von Fr. Seidel und Fr. Schmidt, Bürgerschullehrer in Weimar. Weimar, 1858, Böhlau.

Die Verfasser wollen mit ihrem Netzzeichnen nach Fr. Fröbel dem Thätigkeits- und Gestaltungstriebe der Kinder eine bestimmte Richtung geben. Die Schiefertafel wird mit einem spitzen Stifte in kleine Quadrate eingetheilt, in welche nach dem Muster der 15 gebotenen Vorlagen die Zeichnungen eingetragen werden. Haben die Kinder einige Sicherheit im Zeichnen erlangt, so wird ihnen ebenso eingetheiltes Papier vorgelegt, um die Figuren auch auf Papier zu zeichnen. Ferner sollen die Figuren auch mit Stäbchen, etwa von der Größe der Zündhölzchen, endlich auch mit farbigen Papierstreifen dargestellt werden, die Stäbchen können durch eingeweichte Erbsen in Verbindung gebracht werden und die farbigen Papierstreifen lassen sich auch aufkleben. In einem zweiten und dritten Hefte soll das Papierflechten und das Bauen (Baufiguren) behandelt werden. Die gebotenen Figuren sind schön und gehen baldmöglichst zu wirklichen Gegenständen über. Das Heft ist Kleinkinderschulen, welche die Kinder zweckmäßig, d. h. ohne Herbeiführung der so beklagenswerthen Frühreife, beschäftigen wollen und dann natürlich auch Eltern, welche Zeit und Lust haben, ihre Kleinen zu einer bildenden Beschäftigung anzuleiten, dringend zu empfehlen.

Vollständiger Leitfaden zum ersten allgemeinen Elementar-Unterricht im freien Handzeichnen, nebst einer Anleitung zum Aufnehmen von Landschaften mit einem höchst einfachen Instrumente von Joseph Schall, Professor. Mit 18 Vorlegeblättern und 6 Hülfstafeln. Breslau, 1858, Trewendt.

Der Verf. befolgt folgende Eintheilung: 1. Geometrisches Zeichnen (Formenlehre); 2. Perspektivisches Zeichnen; 3. Entwurf und Umriß; 4. Ausgeführtes Zeichnen. Ist zum Privatstudium zu empfehlen, in der Volksschule wegen der durchaus ungenügenden Vorlagen nicht zu gebrauchen.

Wandkarte von Palästina, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet und nach den besten Quellen entworfen und gezeichnet von F. Handtke. 4. Aufl. Flemming in Glogau, 1858 (2 Fr. 50 Rp., auf Leinwand gezogen 4 Fr. 80 Rp.).

Die Karte ist 6′ hoch und 5′ breit, schön und deutlich gezeichnet und enthält noch 2 Nebenkarten: 1. einen Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und 2. Zug der Kinder Israels aus Aegyptenland. Die Karte ist den Volksschulen zu empfehlen und beim Unterricht in der biblischen Geschichte unentbehrlich.

F. Handtke's Schulatlas der neueren Erdbeschreibung in 25 Blättern. 16. Auflage. Glogau, 1858, Flemming. (Fr. 2. 10.)

Die Karten dieses Atlasses haben zwar nicht die Schönheit und die Vollendung der Sydow'schen und anderer neueren, aber für niedere und mittlere Schulen reichen sie vollkommen aus und empfehlen sich namentlich durch ihre Billigkeit. Die Karten sind: 1. Oestliche, 2. Westliche Halbkugel, 3. Europa, 4. Asien, 5. Afrika, 6. Nordamerika, 7. Südamerika, 8. Australien, 9. Frankreich, 10. Großbritanien, 11. Italien, 12. Deutschland, 13. Spanien und Portugal, 14. Dänemark, 15. Rußland, 16. Türkei und Griechenland, 17. Holland und Belgien, 18. Baiern, Würtemberg und Baden, 19. Preußischer Staat, 20. Oesterreichischer Kaiserstaat, 21. Ungarn, Galizien, Siebenbürgen, 22. Schweden und Norwegen, 23. Schweiz, 24. Palästina. Als 25. Blatt wird den Abnehmern die Karte des Landes oder der Provinz geliefert, in der sie wohnen.

Druck von E. Kiesling.